



WARTEN – IMMER NUR WARTEN

Wenn du mich fragst, warum ich jedes Jahr im Winter in dieses Nest hier fahre, um die Hälfte meines Urlaubs abzusetzen, dann weiß ich tatsächlich nicht recht, was ich sagen soll. Es ist schon so: vierzehn kurze Tage wechseln sich ab mit vierzehn langen Abenden und Nächten. Natürlich habe ich ein paar Allerweltsausreden zur Hand, mit denen ich die Leute abwimmle. Es lässt sich schnell etwas über die herrliche Ruhe hier sagen, über die gute Luft am Meer, die im Winter viel gesünder ist als im Sommer. Oder: ich liebe die Einsamkeit! So etwas hört sich gut an und jeder nimmt's einem ab.

Wenn ich ganz ehrlich sein soll, steckt ja in allem auch ein bisschen Wahrheit. Das Leben hier ist nämlich einfach und ursprünglich, und ich gebe zu, es macht mir Spaß. Nur im Sommer, da ist es eben auch hier vorbei. Wenn die Sommerfrischler in Horden auftauchen. Da sind die Leute im Dorf auf einmal ganz anders und wie umgewandelt. Höflich und zuvorkommend auf jene fatale Weise, die eben allein auf den Geldbeutel zielt. Und du darfst es ihnen nicht einmal übel nehmen. Es ist wohl ihre Art sich zu wehren. Notwehr also. Denn schließlich machen sie ihre Schlafkammern frei und ziehen in fensterlose Höhlen gleich neben der Haustür.

Aber als ich das vor zwei Jahren das erste Mal mit ansehen musste, da hatte ich das Gefühl, als lebten sie alle nicht richtig, als stünde dauernd jemand hinter ihnen, der sie beobachtete. So sah es wenigstens aus. Als atmeten wir ihnen die Luft weg. Vielleicht hatten sie sich auch nur noch nicht an uns gewöhnt, sie machten das Geschäft damals ja erst seit einem Jahr. Mir aber, mir hat es gereicht. Ich bin abgehauen und seitdem im Sommer im Gebirge. Aber es ist komisch - ich kam von den Leuten nicht los. Ich musste immer wieder an sie denken. Und da das anhielt, bin ich eben im nächsten Winter hierher zurückgekommen. Seitdem weiß ich, dass sie im Winter anders sind als im Sommer.

Nicht, dass sie sich besonders Mühe geben, mir die vierzehn Tage besonders gemütlich zu machen. Keineswegs. Sie halten mich eher für ein wenig verrückt. Gerade dass ich noch einen Tropfen heißes Wasser zum Zähneputzen bekomme. Früh sitze ich dann am weißgescheuerten Tisch, und meist sind die anderen acht Tische leer. Nur am Abend ist ab und zu Betrieb. Dann drehen sie den Radiokasten an, und es macht ihnen nichts aus, zwei lange Stunden unter dieser Lärmglocke auszuhalten. Da habe ich dann Zeit, darüber nachzudenken, warum ich Jahr für Jahr wiederkomme, was es ist, was sie mir für all die vielen kleinen Unannehmlichkeiten anzubieten haben. Das nämlich möchte ich genau wissen, verstehst du? Nicht nur: ich nehme ihnen keine Luft weg - oder so.

Eines habe ich schon gelernt. Wenn die Männer abends weggehen und ich schon längst im Bett liege, dann höre ich zu, wie sich ihre Stimmen langsam zwischen den Häusern verlieren. Jeden Abend warte ich darauf. Bis der Wind die Schritte verschluckt. Und windig ist es hier immer. Manchmal bläst sogar ein so heftiger Sturm, dass ich mir das Kopftuch mit einem doppelten Knoten unter dem Kinn festbinden muss. Du weißt gar nicht, was Wind ist, fürchte ich. Aber ich, ich weiß es. Und du weißt sicher auch nicht, was warten heißt. Auch das weiß ich. Zumindest seit gestern. Wenn ich nichts hier gelernt hatte, das habe ich gelernt.

Ich habe keine Ahnung, wie ihre Boote heißen. Und wie ihr Werkzeug heißt, weiß ich auch nicht. Du kennst mich ja und darfst sicher sein, dass ich hier noch schüchterner bin als daheim. Dazu kommt noch, dass sie meine Schüchternheit mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit achten. Nicht ein Schrittchen kommen sie mir entgegen. Als legten sie es darauf an, als hätten sie einen Plan. Aber das bilde ich mir natürlich nur ein.

Eigentlich hätte ich gestern nach Hause fahren müssen. Um den Zug zu erreichen, hatte ich abends den Bus nehmen und in der Kreisstadt übernachten müssen. So war es auch ausgemacht. Die „Mama“ wusste sofort Bescheid, als ich meinen Koffer unten in den Hausflur stellte. Sie wischte ihn mit einem nassen Tuch ab, während ich sie von der Treppe aus beobachtete. Es war alles klar. Sie sah mich von unten her an und lächelte: „Das war eine lange Zeit diesmal!“

„Ja“, sagte ich. „Die Abende sind lang und die Nächte auch. Nur die Tage, die Tage gehen schnell herum!“

Eigentlich wollte ich sagen: Sie fallen schnell vom Morgen in den Abend! Aber das war zu großartig, und ich schenkte es mir. Es war auch gut so. Sie schüttelte jetzt schon den Kopf, wandte sich ab und ließ mich stehen. Nicht böse - nur so.

Als ich das Haus für meinen letzten Spaziergang verließ, stand sie am Fenster und schaute gegen das Meer. Sie ließ sich nicht stören. Nicht durch meinen Gruß, nicht durch Angelina, die gerade zur Tür hereinkam und lachte. Durch nichts. Obwohl Angelina doch ein Grund gewesen wäre. Überhaupt wenn sie lachte. Ich jedenfalls, ich weiß, seit ich sie kenne, wie Engel ausschauen. Warum sollen Engel immer wie verkorkste junge Männer aussehen, die nichts Vernünftiges zu essen kriegen, so dass sie noch immer die Milchzähne zu haben scheinen? Mein Engel ist ein Mädchen, ein kräftiges, rotbackiges Mädchen, und heißt ganz richtig Angelina.

Ich habe keine Ahnung, ob ich da theologisch richtig liege. Sicherlich bedürfen beide Auffassungen gewisser Korrekturen, aber ich will mich deswegen nicht beunruhigen. Angelina machte es ja auch nichts aus.

Sie ging selbst um diese Jahreszeit ohne Strümpfe, es war ja Wochentag, und sie wischte sich ihre Hände grundsätzlich an ihrem Rock ab. Das finde ich besonders nett für einen Engel.

Aber all meine schönen Gedanken brachten die Mama nicht dazu, ähnliche Feststellungen in ihrem Herzen zu bewegen. Sie schaute auf das Meer. Sie war allein. Sie sah uns nicht. Ihr Mann hatte draußen zu tun. Sie wartete auf ihn. Wenn sie so dastand, dann vergaß sie sogar mich zu erinnern, mir ein Tuch um den Hals zu nehmen. Daran konnte ich mich nicht gewöhnen. Und sie wusste, wie unangenehm es wurde, sobald man aus dem Dorf draußen war. Gestern aber sagte sie nichts.

Als ich dann schon lange unterwegs war, landeinwärts einer Anhöhe zu, von der man einen herrlichen Blick aufs Meer hatte, sah ich sie immer noch am Fenster stehen und hinausschauen. Nicht wie jemand, der sehen wollte, was draußen los ist, auf der Straße oder bei den Nachbarn oder wer gerade vorbeigeht. So nicht. Wie jemand, der auf etwas ganz bestimmtes wartet. Und ich begriff, ganz plötzlich, wie in einer Eingebung, dass das allein der Grund ist, warum es mich seit Jahr und Tag an diesen Ort zieht. Weil auch ich warte.

So hätte eigentlich nichts geschehen müssen. Ich wusste ja schon alles. Ich habe ihn noch sagen hören: „Um zwei sind wir wieder zurück, Mama!“ Es muss sich um die Netze gehandelt haben, davon war noch die Rede. Nur bin ich nicht ganz klug daraus geworden. Ich verstehe sie ja immer nur so am Rande. Aber als es dann wirklich zwei war, da hatte sie die Flutwelle längst überrascht und ins Meer getragen. Als ich meinen Aussichtsplatz, der anscheinend nur mir allein gehörte, erreicht hatte, muss alles längst vorbeigewesen sein. Nur die großartige Gewalt des Sturmes, die hatte ich mitbekommen, ohne mir etwas dabei zu denken. Ich hatte

mich an einem Baum festhalten müssen, das war alles. Und dann hatte ich gelacht, weil er es so arg mit mir trieb. Aber dann war es schon vorbei. So schnell, wie er gekommen, so schnell war er auch wieder weg.

Als ich dann aufs Meer schauen konnte, sah ich, dass etwas geschehen sein musste. Viele Leute, viele winzig kleine Punkte waren am Strand. Wie Ameisen wimmelten sie durcheinander. Und ich wusste, auf was sie gewartet hatte. Deswegen also stand sie am Fenster und schaute hinaus in Richtung des Meeres die Straße hinunter, auf der er kommen musste; auf der er nicht kam; auf der irgendetwas zu irgendeiner Stunde daherkam, dunkel, unkenntlich, plötzlich, weiß Gott wann.

Ich rannte so schnell ich konnte nach Hause. Das Dorf war wie ausgestorben. Ich traf keine Menschenseele auf der Straße. Nicht einmal eine Katze lief mir über den Weg. Als ich an den Strand kam, sah ich die Männer am Wasser arbeiten. Zwei trugen eine Bahre herauf, dem Dorf zu. Später erfuhr ich, dass das Meer sie nicht lange behalten und bald wieder hergegeben hatte.

„Ausgespien!“ sagte einer.

Die Frauen blieben weiter oben, als hätten sie mit den Männern nichts zu tun. Ich wagte nicht, zu ihnen hinzugehen. Auch kehrten sie mir den Rücken zu. Sie hatten nur eine Jacke übergeworfen, ein Umschlagtuch oder sonst etwas. Es war ja kalt hier am Wasser. Einzelne hatten sogar noch die Schürzen um. Wie sie aus der Küche gekommen waren. Und alle warteten. Sie standen da und schauten aufs Meer. Auch die Mama war bei ihnen. Obwohl sie von hinten fast alle gleich aussahen, erkannte ich sie sofort. Angelina stand neben ihr. Kaum zehn Jahre alt, fing auch sie schon an, das Warten zu erlernen.

Du willst jetzt natürlich wissen, was das alles mit mir zu tun hat. Schließlich habe ich keinen Fischer geheiratet, schließlich muss ich nicht jeden Tag aufs Meer hinausschauen, schließlich bin ich allein. Du hast recht, wenn du es so sagst. Aber seit ich sie hier habe warten sehen, seitdem kenne ich mich mit mir selber aus. Auch ich habe in den letzten dreißig Jahren nichts anderes getan. Vielleicht zieht es mich deshalb hierher?

Ich sagte es vorhin so sicher. Sicher aber bin ich mir nicht. Ich vermute es nur. Auf alle Fälle bleibe ich noch die nächsten vierzehn Tage hier. Die Mama hat mich vielleicht nötig. Und Angelina.